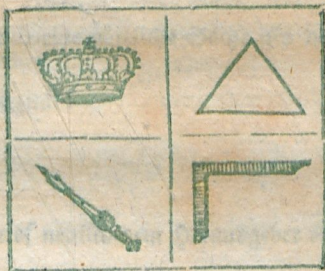


Misc. 1, 157.

Die vier mahl vier Zeichen
oder
das Buch
über die
Krankheiten der Könige.

Ein Manuscript
in einer Chiffersprache gefunden, ins Hochteutsche
übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen
versehen.



Zweytes Quart.

Zu finden
in allen Europäischen Staaten und in der
Asiatischen Turkey.

Die vier magel vier Zeichen

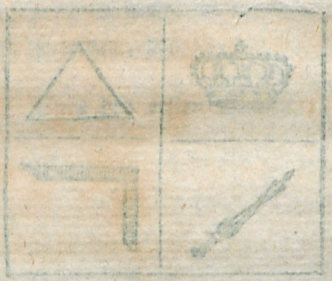
1791

1791

1791

Kronenprellen der Könige

Ein Anführer
in der Geschichte
wird mit einem
Wort beschrieben



Erstes Quart

1791

In dem ersten Quart
ist ein König
beschrieben



Vor Erinnerung.

Dwelch eine göttliche Sache ist's doch um
die Publizität!

So rief neulich dem Herausgeber ein Flei-
nes Mänchen entgegen, welches eine Schrift
über eine der neusten Revolutionen im bibli-
schen Ton auf anderthalb Bogen geschrieben
hat:

hatte, und nun sehnfuchtsvoll erwartete, daß die Schrift konfiscirt werden sollte, damit es sein Glück machte,

§ 100

Wenn dadurch eines Menschen Glück zu machen wäre, o ihr Großen der Erde, wie könntet ihr doch so schnell die Gleichheit der Menschen wieder hervorbringen. Ihr liebet alles schreiben, und konfiscirtet alles, was geschrieben würde.

Aber glaubt mir es, ihr würdet, thätet ihr dieses auch, ohne den Zweck zu haben, die

Men-

Menschen glücklich zu machen, doch weniger Schaden davon haben, als ihr durch Einschränkung der Pressfreyheit habt.

Der Reiz, den ihr durch diese Hemmung verbreitet, ist wie ansteckendes Gift, und je mehr ihr einschränkt, desto mehr macht ihr Taugende, die den rechten Vogel abzuschießen glauben.

Lasset die schreibseeligen Menschen doch nur austoben, laßt sie sich selbst überschwemmen, und sie ertrinken in dem, was sie von sich gaben.

ben. Euch gerechten Fürsten, nehmen sie nichts
 von Eurer Würde, Euch ungerechte bessern sie
 nicht, allein in dem Dzean, den sie der Welt
 aufstischen, ist so viel Widerspruch, daß sie
 Euch nicht schaden, weil man nicht klug aus
 ihnen wird.

Und hin und wieder ist dann doch einer
 der sein menschliches Herz und seine Begierde
 nach allgemeinem Wohl sehen läßt, der Euren
 Dank verdient, weil er befert.

Zweytes Quart.

Die Königskrone,
Der Triangel,
Der Scepter,
Das Winkelmaß,

s. Quart.

2

3 in 1 e d Q u a r t

Die Königl. Preuss. Regierung

Der Königl. Preuss. Minister

Der Königl. Preuss. Hof

Das Königl. Preuss. Hoftheater

2. Band



Von der Krankheit der Könige, wenn sie die Krone nicht als einen Schmuck betrachten, denn sie selbst, die sie ihn tragen, Ehrfurcht schuldig sind,

Die Krone, die man einem Könige giebt, ist ein Zeichen, daß man sich ihm unterwirft, und es war besonders bey Wahlreichen immer eine vollziehende Handlung, wenn man den gewählten König mit der Krone krönte. Dadurch ward ihm das Recht zugestanden, nun Ehrfurcht von jedermann zu fordern. Kronen selbst wurde dadurch eine Art von Heiligkeit gegeben, wenn sie einmahl auf dem Haupte eines Königes gewesen waren, und von ihnen hing in so vielen Fällen oft die Herrschaft selbst ab. Ueber geraubte und verloren gegangene Kronen sind

oft Kriege entstanden, und ist viel Menschenblut vergossen worden. Man übertrieb dies sehr oft. Wo die Krone war, glaubte man den König zu finden.

Das leblose Ding, die goldne Krone, mit all den köstlichen Edelsteinen, die sie etwa zieren mögen, ist nun nichts mehr und nichts weniger als beobachtungswerth, als etwa in so fern ihre äußere Schönheit unser Auge auf sich zieht, und uns die Herrlichkeit der Natur darin erblicken läßt. Sie kan übrigens durch einen Zufall in den Grund des Meers kommen, und welcher Nation wird es dann einfallen, im Grunde des Meers ihren König zu suchen.

Der wahre Werth aber ist der, und war von jeher eigentlich der, den die Gedanken der Menschen der Krone beylegen, indem sie sie als ein Unterpfand ansahen, welches sie dem Könige zur Sicherheit ihres Gehorsams und ihrer Ehrfurcht überlassen. So bald es also hieß, euer neuer König ist gekrönt, so glaubte in dem entferntesten Winkel des Königs-

Königreichs der ärmste Untertban, nun hab er einen rechtmäßigen König, der ihn schützen werde, wenn jemand in seinem Eigenthum ihm etwas zuwider zu thun gemeinet sey. Nun hieng er in dieser großen Entfernung mit einer außerordentlichen Anhänglichkeit an diesen seinen Monarchen, nun war keinem zu rathen, daß er sich eines Wortes bedient hätte, welches diesen Herrn beleidigen können, sonst hätte ungesehen und mit ihm unbekant mit dem Leben er ihn vertheidigt.

O ihr Monarchen! So fan in der größten Entfernung der Gedanke an schuldige Ehrfurcht wirken!

Ehe wir die Reciproke dessen, was dem Könige dem Untertban dagegen zu leisten Pflicht ist, betrachten, wollen wir noch etwas über die Krone selbst sagen.

In unsern Tagen ist man viel davon zurückgekommen, ins Zeremoniel der Dinge mehr zu setzen, als ins wesentliche, also ist die leblose Krone auch nicht mehr in dem Werthe, in dem sie ehemals war. Besonders hat man in Erbreichen, wo der Nachfolger

folger gleich bestimt ist, das Zeremoniel der Krönung abgeschafft, und die Huldigung dafür allein als hinreichend angenommen. Im Grunde ist auch einerley, auf welche Art und mit welchem Zeremoniel der Unterthan dem Landesherrn sagt, ich will dich ehren, ich will dich als meinen Obern anerkennen, ich will dich als meinen Vater und Versorger betrachten. Giebt er nur sein Wort auf irgend eine Art, so läßt in dem Redlichen der Nationalstolz, der in ihm liegt, nie zu, daß er sich dieser Herrschaft entziehe, und der Unredliche ist ja ohnedem ein schlechter Unterthan, und welcher König wolte gern über solche herrschen.

Zudeffen ist der Ausdruck Krone einmahl angenommen, und Kronen hat jeder König, und eine Krone ist in jedem Königreiche die eigne, welche eigenthümlich genant wird, und den Besitz dieser Krone würde sich auch kein König nehmen lassen. Wenn ein anderer Monarch einem Könige zumuthen wolte, er solle ihm die Krone geben, mit welcher seine Vorfahren gekrönt worden, wenn auch schon

er

er als Erbe seiner Väter dies nicht bedürfte, würde dieser es wohl thun, oder würde er nicht die Forderung sehr ungereimt finden? Wenn er es aber dennoch thäte, würde nicht, wenn auch nicht alle dieser Meinung wären, doch ein Murren unter seinem Volke entstehen, als ob er etwas vergeben hätte?

Der Werth aber des Goldes und der Edelgesteine, die in einer solchen Krone befindlich sind, wird oft von einem Könige an Geschenken weggegeben, der ist also nicht, der hier in Betrachtung gezogen wird.

Der mit der Krone verbundene Werth der Liebe, der Ehrfurcht, der Achtung der Unterthanen ist es, der in Betrachtung gezogen werden muß.

Daß er es sey, bedarf wohl nicht leicht eines Beweises. Daß es Könige in der Welt gegeben, die die Achtung derselben nicht verdienten, die der Liebe ihrer Unterthanen nicht werth waren, die man unmöglich als Menschen mit Ehrfurcht betrachten konnte, ist unlängbar. Und wenn man nun den Men-

schen in ihnen nicht verehren konte, was ehrte man denn?

Was anders, als den Werth, den man auf sie, als Besizer der Krone gebracht, nicht der Krone, die in ihrem Schaze lag, sondern der Krone, die man ihnen in dem Gehorsam übergeben, den man ihnen versprochen.

Und den Werth dieser unvergänglichen Krone müssen, sollen Könige erkennen, und wenn sie nicht selbst Ehrfurcht für dieselbe haben, so sind sie wahrlich an einer tödtlichen Krankheit siech, tödtlich für Ehre, Ruhe, und künftige Glückseligkeit. Diese Krone in dem Herzen ihrer Unterthanen, sollte ihnen ein unverletzliches Heiligthum seyn. Jeder Schritt, den sie gehen, soll sie aufmerksam darauf erhalten, daß sie ein Kleinod nicht verlieren, welches sie zu Göttern macht. Das ist in der That im Stande, den Fürsten einem Gotte nahe zu bringen, wenn er in jedes Unterthanen Herzen einen Altar weis, wo ihm ehrfurchtsvoll geopfert wird.

Das

Daher muß er den Werth der Krone erkennen, und daher läßt sich auch nur bestimmen, ob er die Krone verdient, oder nicht. Welch ein Gefühl muß es für einen König seyn, zu wissen, er verdient sie nicht? Freylich wissen das die am wenigsten, die sie nicht verdienen, denn sie glauben, sie zu verdienen, weil sie dazu geboren sind.

In ältern Zeiten war mit der Krönung eines Königs die Salbung desselben verbunden, und noch ist sie in neuern Zeiten an vielen Orten gebräuchlich. Diese Salbung war es, die den König dem Herrn weyhete, so daß es niemand wagen durfte, seine Hand an ihn zu legen. Wenn diese Salbung gleich nicht bey allen Königen der heutigen Welt vor sich gehet, so ist es doch eben so gut, als wenn sie vor sich gegangen wäre. Einmahl lehren alle Religionen, daß Herscher Gesalbte des Herrn sind, und alle, die sich zu diesen Religionen bekennen, müssen daher auch glauben, und annehmen, daß Herscher Gesalbte des Herrn sind, müssen als solche sie betrachten, müssen als solche jeden Gedan-

ken fahren lassen, Hand an sie zu legen. Das heißt nicht, wörtlich ausgelegt, sie tödten, oder ibnen thätlich leides thun, sondern auch auf keine Art sie verunglimpfen, oder irgend etwas unternehmen, was zu ihrem Nachtheil ausschlagen könnte. Daß das Gesez Gottes für den Gesalbten ein sehr weises Gesez war, beweiset sich daraus, weil es keinen König geben kan, der nicht hin und wieder unter den bösen Menschen, denen er Verbrechen nicht gut heißen, in Ungerechtigkeiten sie nicht schützen kan, nicht Feinde haben sollte, und manchen Bösewicht, den nichts zurückhält, der Arm der Religion dennoch in seinem üblen Vorsaze stört.

Dagegen aber soll auch der gesalbte, und gekrönte König gegen diese seine Vorzüge, die andern Menschen zu theile werden konten, Achtung haben, ehrfurchtsvoll den Werth betrachten, den die Krone ihm in den Herzen seiner Mitmenschen giebt, und bedenken, daß auch er einen unsichtbaren Regenten über sich habe, gegen den, und gegen dessen Geschenk er eben die Ehrfurcht haben muß, welche seine Unterthanen gegen ihn besitzen. (a)

Er

Er soll bedenken, daß die Krone, die er besitzt, nicht sein Eigenthum durch sich selbst ist, sondern daß er auch der Macht eines andern dazu bedurfte, der Macht eines Höhern bedurfte, der Wahl bedurfte, die ihn aus den vielen Tausenden zum Herrscher wählte, und der vieler tausend Menschen Stimme lenkte, daß sie ihn als Herrscher anerkannten.

So wie wir im dritten Zeichen bemerkten, daß Könige nicht vergessen müssen, daß sie Menschen wären; so machen wir auch hier die Bemerkung, daß Könige nicht vergessen müssen, daß sie Könige sind, das heißt, nicht vergessen, daß sie all die Würde in ihr Betragen legen, die Besizern von Kronen eigen seyn soll. Kein Stolz auf ihre Krone ist hier gemeint; auch kein Gedanke eines übertriebenen Glücks. Sie haben ihre Last wie ihre Freuden. Der Bauer am Pfluge hat beyde in seiner Art. Der König unter der Krone hat sie ebenfalls. Aber gleich so muß auch die Ehrfurcht ausgeheilt seyn. Der Bauer muß seinen Pflug ehren, der König muß seine Krone ehren.

Der

Der Bauer ist freylich darin glücklicher als der König, daß er mit seinen Pflichten eingeschränkter ist, denn ihm bleibt nichts übrig, als mit seinem Pfluge zu arbeiten, und ihn dadurch zu ehren, weil er sich ohne diese Arbeit des Hungers nicht erwehren würde; der König aber, der mit seiner Krone, das heißt nicht mit der körperlichen, sondern mit der geistigen Krone, die er erhalten, arbeiten sollte, kan diese Arbeit sehr gut an den Nagel hängen, ohne zu befürchten, daß er deswegen Mangel oder Noth leidet. Er hat keine Ehrfurcht für seine Krone, wenn er die Arbeiten verabsäumt, die damit verbunden sind, die Arbeiten, welche darinn bestehen, sein Volk weise, glücklich und zufrieden zu machen.

Seine Ehrfurcht soll auch darinn bestehen, daß er die Krone für etwas göttliches hält, welches von seiner Person getrennt, mit seiner Wahl nur verbunden, und welches er schuldig ist, in der Ehrfurcht zu erhalten, in welcher es bey seinen Unterthanen steht. Denn, wenn er den König beynt Wolke verächtlich macht, so macht er die Krone zugleich

gleich verächtlich, weil nicht immer die Ueberlegung dort statt findet, daß König und Krone zweyerley sind. Nur zu leicht geht der Mißverstand ins wesentliche über, und man hasset die Würde, da man nur die Person hassen sollte. (b)

* * *

Das Symbol der Krone braucht wohl keiner weitem Erläuterung. Es ist zu gut gewählt, um nicht sogleich auffallend zu seyn.



Von der Krankheit der Könige, wenn sie mit Neben-
dingen sich mehr beschäftigen, als mit
der Hauptsache.

Es giebt Menschen in der Welt, die in einem auf-
ferst falschen Wahne stehen, indem sie denken, ein
König sey diejenige Person, welche zum Müßiggehen
auf dieser Welt bestimmt sey. Es sey des Königs
Leben ein beständiges Wohlleben, und er könne sich
einen vergnügten Tag um den andern machen, oh-
ne daß er zu sorgen brauche, ob es ihm auch je feh-
len würde, oder übel gehen könnte.

Diese Menschen bedenken nicht, daß die Last,
welche sie den Königen durch die Beschüzung
des

des Ikrigen und Verwaltung des Landeseigenthums aufgelegt, eine weit beschwerlichere Arbeit ist, als jede Art von Arbeit, die sie selbst vollbringen. Sie bedenken ferner nicht, daß wenn der König sich einen vergnügten Tag macht, er trotz allem Glaube, der ihn umgiebt, nicht mehr, und gewöhnlich nicht einmahl das Vergnügen dabey fühlt, welches sie empfinden, weil er eigentlich dies Vergnügen mehr um anderer, als um sein selbst willen sich macht.

Es ist daher sehr gut, ein wenig von der eigentlichen Beschäftigung, oder von der sogenannten Hauptsache eines Königs ein wenig zu reden.

Sie besteht aber darin, daß der König in jedem Augenblicke, den die Natur ihm zum Nachdenken geschenkt, darauf denken soll, wie er seines Landes Wohl vermehre, und verbessere, was in seinen Staaten zu verbessern ist.

Dies ist aber keine Sache, die ausgeführt werden kan, ohne daß er seine Staaten, und die Beschaffenheit des Wohls seines Landes gehörig kennt, und diese zu kennen, ist ein Studium erforderlich
wel

welches manchmal wohl mehr als die Lebenszeit eines Königs verlangen könnte, um zu stande gebracht zu werden.

Weyn Könige heißt es, oder soll es wenigstens mehr als bey jedem Menschen heißen: Selber ist der Mann. Das heißt nicht, daß er selbst allenthalben zugegen seyn sollte, wo auf seinem Befehl in seinem Lande etwas vollzogen wird, sondern daß er sich nur darnach erkundigen soll, ob es auch vollzogen worden, daß er sich eine ganze Uebersicht des Ganzen vorlegen lasse, und diese prüfe, und nach dieser sehe, in wie fern die Anstalten, die er gemacht, wohlthätig für sein Land sind, oder in wie fern sie die Wirkung verfehlen, die er sich dabei gedacht.

Ohne auseinandersetzen zu wollen, was alles zu diesen Kenntnissen erforderlich ist, welches allein ein Buch einnehmen würde, darf nur so viel unsrer Bemerkung nicht entschlipfen, daß ein König vollauf zu thun habe, wenn er diese Untersuchung gehörig anstellen will, daß sein Leben in diesem Falle ein beständiges Denken seyn muß, und daß er nur so
viel

viel von seiner Zeit auf körperliches Vergnügen zu verwenden habe, als zu seinen körperlichen Bedürfnissen erforderlich, um die Maschine auch in dem Vigeur zu erhalten, der erforderlich ist, damit der König seiner Arbeit lange und immer gewachsen sey.

Ueberhaupt ist es gewis, daß je weniger Seelenarbeit der Mensch hat, desto weniger muß er sich an seine Beschäftigung binden, denn wenn seine Arbeit Mechanismus ist, so gewinnt er, da der Mechanismus des Körpers nur gewisse Stunden dauern kan, und Stunden der Erholung haben muß, dadurch schon viele Zeit, um sich mit Nebendingen beschäftigen zu können, wohin denn die Erweiterung seiner Seelenkräfte zu rechnen ist.

Zwar können wir hier auch nicht umhin, einen besondern Satz zu wiederlegen, der, wenn ihn auch der größere Theil nicht mehr glaubt, doch hin und wieder noch stark befolgt wird. Dieser Satz ist der dem, was wir oben gesagt haben, entgegensehende, daß nemlich des Menschen vorzüglichste Beschäftigung dahin gehen solle, seine Seele zu bilden, und daß alles übrige deswegen zurückzusetzen sey.

2. Qu.

W

Nun

Nun wollen wir aber doch wohl einmal sehen, wenn alle Baiern von ihren Pflügen sich entfernen wollten, um ihre Seelen zu bilden, wie dann wohl der Hunger der Menschen gestillet werden sollte; oder wenn alle Mütter sagen wollten, wir wollen erst flug werden, ehe wir uns zum Kindergebühren begeben, wie es dann die Bevölkerung der Menschen aussehn würde?

Nein, es ist nichts weniger des Menschen Bestimmung, als flug seyn zu sollen. Seine Bestimmung ist nutzbar zu seyn, und nutzbar wird ein jeder durch die Vollführung der ihm aufgetragenen Pflichten. So würde auch der König sehr thöricht handeln, wenn er seine Zeit darauf bloß wenden wolte, ein kluger Regent in der Theorie zu seyn, und um die Praxis seiner Theorie sich gar nicht bekümmerte. Ein König würde ein schlechter König seyn, der nicht eher zu regieren anfangen wolte, als bis er alle Regierungssysteme gehörig durchstudirt, und nun erst sich daraus eins gewählt hätte, welches das beste wäre. Da könnte er zu regieren anfangen, wenn er zu leben aufhört.

Nein,

Nein, handeln ist eines jeden Menschen, und so auch eines jeden Königs Pflicht, und wenn er ja viel mehr handeln lassen, als selbst handeln muß, so ist doch die Wahl des Handelnlassens selbst ein Handeln, und diese Wahl schnell und gut zu treffen, das beste Handeln eines Regenten.

Dieses soll und kan den König auch immerfort beschäftigen, und beschäftigt auch diejenigen Regenten immerfort, die mit ihrem Lande und ihren Untertanen es gut meinen. Nicht blos in den Stunden, die sie der eigentlichen Regierung gewidmet, das heißt, wo sie Befehle unterzeichnen und zur Entschliessung sich vortragen lassen, was die Zahl ihrer Untertanen, was die Begehrenden unter ihnen verlangen. Dieses ist gewissermaßen der Mechanismus in den Arbeiten der Könige; wenn sie das Regieren nennen, so irren sie. Arbeit ist's, und zwar nothwendige Arbeit, denn sie muß seyn, und ohne sie kan das ganze Ganze nicht bestehen. Dann aber erst geht des Königs eigentliche Arbeit an, wenn er nun sich selbst überlassen, durchdenken kan,

was man von ihm verlangt, was er bewilliget, was er abgeschlagen habe. Ob das bewilligte den Nutzen haben könne, den man ihm davon vorgentahlt, ob das abgeschlagene nicht Schaden thun könne; ob er auf einer Seite Misvergnügte gemacht habe, die ihn der Ungerechtigkeit zeihen könnten; ob er auf der andern Seite Dinge auch bewilliget habe, die andere wichtigere und nothwendigere Beförderungen verhindern; ob die Quellen, aus denen seine Rathgebende ihn zu diesem oder jenem Entschlusse brachten, auch rein, und mit keinem Eigennuz und mit keiner Partheylichkeit vergesellschaftet waren. (C)

Eine der ersten Hauptbeschäftigungen eines Königs soll darin bestehen, daß er im Umgange mit denen, die um ihn sind, selbst in den Stunden, die er niedern Unterthanen widmet, sich wohl umsehe, welche unter diesen seinen Unterthanen ihm vorzüglich scheinen, welche unter denen ihn umgebenden den biedersten Charakter haben. Der König soll mitten in seinen Vergnügungen für das Wohl des Landes beschäftigt seyn, denn hier steht er so manches

Eub:

Subjekt offen und unverdeckt handeln, welches an einem andern Orte ihm zwangvoll seine gerade Seite versetzen würde. Unmöglich kan er verlangen, daß jeder Mensch so geradezu mit dem Zutrauen sich ihm nähere, was er haben würde, wenn ihm sein König einmahl eine Probe seines Wohlwollens gegeben, und jedem Menschen, um ihn kennen zu lernen, erst eine solche Probe seines Wohlwollens zu geben, das liegt auffer der Sphäre, die ihm bestimmt ist; denn der König hat doch auch wohl seine Bestimmung.

Ein König soll also suchen, so viel Bekantschaften als möglich unter seinen Unterthanen zu machen, um hernach einen jeden so benutzen zu können, wie er zu benutzen ist. Diese Bekantschaften brauchen nicht alle persönlich gemacht zu werden. Er kan sich eine Art von Nachricht von seinen Kollegen geben lassen, was für Menschen in dem Distrikte, in dem sie gesetzt sind, in jeder Art sich auszeichnen. Dies kan sich bis auf den Bauer erstrecken, der sich vor andern auszeichnet, und den der König zu seiner Zeit benutzen kan.

So thut ein König gar nicht übel, wenn er in dem gesellschaftlichen Zirkel, den er um sich her hält, von allen reden läßt, weil ihm da manches zu Ohren kömmt, was er sonst nie erfahren würde, vielleicht manches, was seine Minister und Räte ihm gern verborgen halten mögten, weil die geringste Kleinigkeit manchmal für ihn von der größten Wichtigkeit seyn kan.

Da er doch einmahl solche gesellschaftliche Zirkel selbst um seiner Zerstreuung willen halten muß, da er in diesen mit ganzer Seele nicht für das Wohl des Staats denken kan, so ist es besser, er erfährt, wessen Erfahrung ihm wenigstens nicht schädlich ist, als er tödtet seine Zeit mit spielen; wenn anders dieses Spielen keinen andern Zweck hat, als Zeit zu tödten, denn Könige können auch gar wohl spielen, wenn Spiel ihnen mehr ist, als Tödtung ihrer Zeit, und dann nicht spielen; wenn sie arbeiten solten. Es ist gar keine Frage, ob nicht ein König einmahl beim Spiel eine Bemerkung machen könnte, die er sonst nie gemacht haben würde, ob er nicht

in

In den Armen der Liebe manchmahl eine Selbstkenntnis erlangt hat, die er ausserdem nicht erlangt haben würde.

Allein es wäre sonderbar, wenn ein König deswegen den ganzen Tag spielen, oder den ganzen Tag in den Armen der Liebe zubringen wolte, um einmahl eine Bemerkung zu erhaschen, oder eine Selbstkenntnis zu erschnappen.

Des Königs Handlungen sollen einem Erlangel gleichen, der immer richtig bleibt, und nie von dieser Richtigkeit abgeht. (d)



Von der Krankheit der Könige, wenn sie den Scepter für einen Bazel halten, mit welchem sie nur zuschlagen dürfen, wie sie wollen.

Ganz zerrüttet ist in dem Fall das Gehirn der Könige, wenn sie die Idee nähren, als wäre der Scepter ihnen gegeben, um damit den auf den Kopf zu tippen, der ihnen etwa nicht behagt.

Es ist eine große Kunst, Menschen ertragen zu können, und in dieser Kunst sollen Könige sich am allermeisten üben, aus dem Grunde üben, weil jeder ihrer Unterthanen nicht bloß Ansprüche an sie machen zu können glaubt, sondern auch diese Ansprüche

Ansprüche wirklich hat. Denn indem sie sich der Herrschaft über alle unterzogen, legten sie sich zugleich die Pflicht auf, einem jeden Individuo nach Möglichkeit zu dienen, jedes Individuum nach Möglichkeit zu schützen, und jedem, der ungerechte Ansprüche an sie machte, wenigstens zu beweisen, daß diese seine Ansprüche nicht gegründet wären, wenn sie sie ihm nicht geltend machen können.

Wenn daher ein König seinem Unterthan etwas abschlägt, ohne daß eine evidente Ursache da ist, warum es ihm abgeschlagen wird, so ist so viel, als ob er ihm mit dem Scepter auf den Kopf tippte. Wenn ein Regent einem unruhigen Kopfe in seinem Lande, ohne ihm zu beweisen, er sey ein unruhiger Kopf, mit dem Scepter tippt, so setzt er sich dem aus, daß man ihm Unrecht, und dem unruhigen Kopfe Recht giebt.

Freylich ist es schwer, einem unruhigen Kopfe selbst zu beweisen, er sey ein unruhiger Kopf, denn dazu wird er sich nie verstehen, dieses von sich selbst zuzugeben. Aber es müßten auch alle Bürger eines

Staats unruhige Köpfe fern, wenn sie nicht eifer-
hen wolten, er sey es, nachdem die Gründe, war-
um er es sey vorgelegt worden, und dies ist genug um
ihn dann zu tippen, wenn er schädlich ist.
Wenn der Schulmeister einem Knaben, der bey
ihm verklagt wird, wenn er schon wirklich unschul-
dig ist, einen Tipp mit seinem Bafel zutheilt, so
ist das Uebel so gros nicht. Wenn aber ein König
einem Manne, von dem ihm eine üble Schilderung
gemacht wird, gleich jenem Knaben einen Tipp ge-
ben will, ohne zu untersuchen, ob er auch wirklich
diese üble Nachrede verdient, so kan das eine Sa-
che von den wichtigsten Folgen werden. Der Kna-
be steht unter dem Bafel, um klüger zu werden,
und ist verbunden, sich jeden Streich gefallen zu las-
sen, weil er nicht fühlen kan, er sey schon dem
Staate nützlich, und weil er es auch wirklich nicht
ist. Aber der Mann ist in einem ganz andern Fal-
le. Besonders der Mann, der schon so weit in dem
Nützlichwerden des Staats vorwärts gekommen ist,
daß es Menschen giebt, die ihn verunglimpfen, die
daher

daber von seinem Einfluß eine große Meinung haben, und ihn gegen ihre Pläne wirksam, schädlich wirksam halten.

Hier wacht das Gefühl des Mannes und des Menschen auf. Hier empört sich der Stolz und die Selbstliebe. Hier wird der Beleidigte der Feind des Königs, und ein König soll keinen einzigen Feind in seinem Lande haben, der rechtmäßig sein Feind seyn kan. Wers mit Unrecht ist, gegen den kan der König sich vertheidigen, denn unmöglich kanlers jedem recht machen, und die Wünsche aller zu befriedigen, hieße mehr noch als Gott seyn, denn selbst Gott kan keinen Widerspruch zuwege bringen, und wenn daher ein Narr Regen wünscht, und der andere auf dem Flek, wo es regnet, Sonnenschein, so läßt nur einer dieser Unholde sich befriedigen.

Man wird daraus sehen, daß der Unterthan eben so unzugänglich gegen seinen König seyn kan, wie der Mensch es gegen Gott ist, und man wird uns angeben, daß wir hier keinesweges die Billigkeit gegen Könige aus den Augen setzen wollen.

Wir

Wir sind ihnen nach Natur und göttlichen Gesezen volle Ehrfurcht schuldig, und wollen diese auch gern beyhalten, wollen ihre königliche Gewalt und ihren Herscher = Scepter unangetastet lassen, in so fern sie ihn gut zu führen wissen, wollen aber nach den Gesezen der erlaubten Publizität nur blos die Krankheiten aufdecken, in welche sie leicht verfallen könnten, wenn sie unvorsichtig zu Werke giengen.

So würde es zum Beyspiel eine große, übergroße Schwachheit von einem Könige seyn, wenn er eine von einem seiner Nachbarn ihm zugesügte kleine Beleidigung gleich mit Krieg und Blutvergießen ahnden wolte, ohne zu bedenken, daß die in diesem Kriege umkommenden Menschen nichts zu dieser Beleidigung beygetragen hätten, sondern vielmehr die unschuldigsten bey der ganzen Sache sind. So viel Blut also zu vergießen, ohne einen andern Grund dazu zu haben, als blos persönliche Rache zu nehmen, verbiente die größte Ahndung, wenigstens könnten wir nicht behaupten, daß ein solcher König des Scepters werth sey, den er von der Vorsehung erhalten.

Ueber-

Ueberhaupt ist es noch immer einigen Zweifeln ausgesetzt, ob der Scepter nicht mehr das Sinnbild der Gnade, als der Macht seyn soll, und ob daher nicht eine ganze vollkommne Scheidewand zwischen dem Stäbel des Schulmeisters, und dem Scepter des Königs statt findet. Denn wenn die Könige älterer Zeiten den Scepter gegen jemanden neigten, so war dies ein sicherer Beweis ihrer Gnade. Der König mit dem Scepter stellte daher den milden König, den gnädigen König vor.

Allein andere sind wieder der Meinung, daß, so wie die Krone des Königs die Würde desselben bedeute, so bedeute der Scepter die Macht, und das Schwert oder der Scepter in der Hand des Königs seyen im Sinnbilde gleich, und von ähnlicher Bedeutung. Ja es soll sogar dem Scepter mehr Macht beyzulegen seyn, als dem Schwerte. Denn das Schwert komme jedem Helden zu, der seiner Tapferkeit wegen Lob verdiene, und der gemeinste Krieger könne es als das Zeichen seiner Ehre führen, auch führe der Richter das Schwert der Gerechtigkeit.

rechtigkeit. Allein so wie der Kommandostab bey Kriegern nur den Befehlshaber anzeige, so zeige der Scepter unter Menschen nur den König an, und sey das Sinnbild der Gewalt.

Und wenn auch heut zu Tage die Scepter gewöhnlich in den Schatzkammern der Könige aufbehalten würden, so sey doch die Gewalt dieselbige, und was damals durch das Neigen des Scepters angezeigt worden, das würde izz durch freundliches Ansehen, durch Neigen des Hauptes, u. s. w., auch wohl durch thätliche Gnadenbezeugungen angedeutet.

Daß in vorigen Zeiten die Scepter, wie sie noch beständig geführt wurden, von jähzornigen Königen wohl gebraucht, oder gemisbraucht worden sind, um ihre erste Hitze am Gegenstande ihres Zorns anzulassen, läßt sich denken. Ob vielleicht die Könige izz, da sie auch dem Jachzorn noch unterliegen können, die Scepter beyseite gelegt, um diesen Misbrauch zu vermeiden, das würde eine schwere Untersuchung seyn.

So viel aber ist ausgemacht, daß es Königen sehr wohl ansteht, wenn sie in Ansehung ihrer hiesigen häuslichen Angelegenheiten, die nicht die Regierung betreffen, nie der Gewalt des Scepters sich bedienen, überhaupt, wenn sie die ausübende Sceptergewalt andern überlassen, weil sie nur zu leicht, wenn sie sich ihrer in Kleinigkeiten bedienen, sich auch verleiten lassen, sie in größern Fällen zu gebrauchen, ohne gehörig zu überlegen.

Es steht daher einem Könige nicht an, wenn er, wie der Schulmeister mit dem Bafel bey Kleinigkeiten oft, auf den zuschlägt, der ihm etwas nicht recht macht, wäre es auch nur einer seiner untersten Diener. Man verbietet heut zu Tage im gemeinen Leben den Herrschaften, ihre Dienstboten mit Schlägen zu behandeln, und besonders da ein Schlag unglücklich treffen kan, und eine bloße Ohrfeige schon mehr als einmahl einen jähen Tod zuwege gebracht. Ein Mensch, der so unglücklich in seinem Zochorn ist, hat hernach gewöhnlich Zeit seines Lebens keine Ruhe, und es ist ein Unglück für

für alle, die mit ihm bekant waren, den ehemals heitern guten Menschen nun melanfolisch und unbrauchbar zu sehen.

Wie unendlich viel größer aber wäre das Unglück, wenn einem Könige dergleichen begegnete, denn wenn es ein gefühlvoller menschlicher König wäre, so könnte er die Sache nicht gleichgültig übersehen, sondern müßte in seinem Sinn eben so gut über einen so unbesonnenen Mord trauern, wie jeder andre Mensch.

Wir haben diese Unterabtheilung der erwähnten Krankheit der Könige nicht vorübergehen lassen können, weil sie wirklich nicht ganz selten ist, und die Fälle auch existiren, wo ein König in seinen Regierungssystemen der billigste Mann ist, und in seinen häuslichen Verhältnissen wirklich bis zu heftigen Ungerechtigkeiten herab sinkt. (e)

Die Hauptsache aber bey der Gewalt der Scepter bleibt nun wohl immer die, daß er sie nicht im ganzen misbrauche, etwa um den Ruhm zu haben, daß er ein Held sey, seine Unterthanen zur Schlacht-

bank

Bank führe, oder aus Hab- und Besizsucht, um meh-
 rere Länder zu haben, sie opfere, daß er ferner nicht,
 um einer unangenehmen Untersuchung zu entgehen,
 einen Theil ungehört verdamme, daß er nicht selbst
 da zufahre, wo er angegriffen ist. Denn der Kö-
 nig soll bedenken, daß so gut er der Uebereilung
 unterworfen ist, eben so gut sind es auch seine Un-
 terthanen, und mancher, der ein Recht gegen ihn zu
 haben glaubt, vergeht sich wohl einmahl so weit,
 über dieses sein Recht etwas laut werden zu lassen,
 was die, welche es hören, als eine Beleidigung für
 den König aufnehmen, und wenn der König da
 gleich und aufs strengste strafen will, ohne zu un-
 tersuchen, ob auch nicht in dem, was dem Belei-
 digter vorher zugesügt worden, eine Ursache liege,
 warum ihm zu verzeihen sey, so handelt er zu rasch
 mit der Gewalt des Scepters. (f)

Von der Krankheit der Könige, wenn sie die unredlichen Mittel ergreifen, um ihre Zwecke auszuführen.

Ein Regent kan den besten Zweck für sein Land haben. Er kan es glücklich und ruhig machen wollen; er kan seinem Volke einen Sinn zu geben suchen, der das wahre des Bürgerglücks enthält und der sie glücklich machen kan, wenn sie ihn befolgen. Er kan der thätigste Arbeiter seyn, er kan eine Seele haben, die das Menschseyn und das Herscherseyn aufs glücklichste mit einander verbindet, er kan die Liebe seiner Unterthanen, der Furcht derselben

den weit vorziehen, und alles anwenden, sie sich zu erhalten, er kan seine Krone mit einer ausgezeichneten Ehrfurcht betrachten, er kan sich ganz der Hauptsache seiner Regierung widmen, und von Nebenbdingen abstrahiren, er kan die Gewalt des Scepters auf keine Art misbrauchen wollen, sondern Milde kan die erste charakteristische Grundlage bey ihm seyn — kurz, er kan alle Eigenschaften eines guten Königs haben, und er wählt nicht die rechten Mittel seine Zwecke auszuführen, so laborirt er immer an einer sehr bössartigen Krankheit.

Unter Denken und Ausführen ist eine große Kluft bevestiget. Der Gedanke bestimmt des Menschen Anlagen, die Ausführung bestimmt die Uebereinstimmung der Kraft mit dem Willen. Die Kraft der Ausführung ist das, was den Werth festsetzt.

Der Werth eines Königs ist daher nicht eher zu bestimmen, als bis die Kraft der Ausführung seinem Willen entspricht. Dann erst kan er als ein Vater seines Volks angesehen werden, wenn die unternommenen Dinge durch eine glückliche Wahl

Der Mittel zu einer glüklichen Ausführung des Zwecks gekommen sind.

Wir wollen einmahl annehmen, ein König habe in seinen Staaten zu befürchten, daß gefährliche Grundsätze aus benachbarten Staaten dahin überhand nähmen, und seine Unterthanen verleiten könnten, das Zutrauen, welches sie ihm billig schuldig sind, und welches er auch nach seinem ganzen Betragen von ihnen zu erhalten verdient, zu verletzen. Gesezt, er befürchtete gar, es mögte dieses so weit Wurzel fassen, daß es nicht so wohl für ihn, denn Betragen und Macht können ihn dafür schützen, sondern für seine Unterthanen selbst nachtheilige Folgen haben könnte; gesezt, er dächte auf Mittel, wie er seinem Volke andere Grundsätze einprägen, und sie für dem Gifte des ansteckenden Nebels bewahren könnte, und wolte deswegen, durch den Weg der Lektüre, der doch ist so allgemein wirksam ist, dieses bewerkstelligen.

Die Absicht ist gewiß gut, dem Zwecke kan niemand einen Doppelsinn schuld geben, der Weg ist
gut

gut ausgedacht. Gründliche Schriften über das allgemeine Glück und Unglück der Menschen in einem lehrreichen Styl vorgetragen, deutlich und verständlich dem Zeitalter, in dem wir leben, vorgestellt, müssen auf das Gemüth selbst dessen wirken, der eingenommen ist, denn wenn er seine Grundsätze richtig wiederlegt sieht, und sein Vorurtheil wird auch nur geschwächt, so gewinnt der Verstand um eben so viel die Oberhand, als wie viel vom Vorurtheile verloren geht.

Wenn aber wirklich Eindruck auf diese vorurtheilsvolle Menschen statt haben soll, die, wie sich ganz natürlich denken läßt, jeden Ast ergreifen, um sich mit den Ideen, die sie einmahl gefaßt, daran zu halten, so würde es sehr wider den Strom geschwommen seyn, wenn man diese Arbeit einem Manne übertragen wolte, der derselben nicht gewachsen wäre:

Hey einem solchen Buche käme erstaunlich viel darauf an, daß der Leser, der wahren Nutzen daraus schöpfen soll, auch nicht den geringsten Grab

von Partheylichkeit darin antresse, daß er es gleichsam dem Verfasser an der Stirn ansehe, daß es das Buch schreibe, nicht um seines Eigennuzes willen, nicht um in der Welt zu glänzen, und sich den Namen eines guten Schriftstellers zu erwerben. Er muß hier bloß als guter Bürger erscheinen wollen.

Der König, welcher also durch eine solche Schrift seinen Unterthanen Grundsätze einflößen will, fehlt sehr, wenn er dieses Geschäft einem Manne aufträgt, den er nicht vorher mit dem Winkelmaße des Verstandes genau geprüft, und untersucht hat, ob er auch bey Talenten kaltes Blut, und Mäßigung genug habe, um einen Volkslehrer abzugeben. (g)

Von einem Volkslehrer ist zu verlangen, daß er nicht dem Geiste der Zeiten in dem folge, was der Gründlichkeit entgegen ist, das heißt, daß er nicht spiele, nicht wizzele, nicht neke, am allerwenigsten aber den Feind lächerlich zu machen suche. Er würde seine Leser dadurch in den Geist der Vadinage versetzen, und anstatt dem Gründlichen in seinen Schrift

Schriften Gehör zu geben, würden sie dem Wize nachjagen, und wenn er auch seines Fehlers endlich eingeständig nun aufhörte zu wizzeln, so würde niemand den Grundsätzen, die er ernsthaft vorträge, mehr Gehör geben, sondern man würde ihn als einen erst sich angenehm machenden und dann sadewerdenden Schmierer in die Eken umher schmeissen. Wer seinem Wize in dieser Art einmahl Achtung verschafft hat, der wird selten des darauf folgenden Verstandes wegen gelobt werden.

Wer aber mit dem gehörigen Anstande gleich zu Werke geht, so daß der Leser sieht, es ist um Gründlichkeit zu thun, und er kan deutliche Begriffe von dem erwarten, was ihm hier gesagt werden soll, stimmt sich gleich fürs Ernsthafte, setzt sich in die Laune, etwas zu seinem eigenen Besten beytragen zu wollen, wenn er etwas dahin gehöriges findet, der sieht dann seinen Zweck nicht verfehlt, und er ist der rechte Mann, der vom Fürsten zu diesem Geschäfte gewählt werden konte.

Am allerwenigsten taugen zu Volkslehrern, die da schimpfen und lästern, mit unbefugten Ehrentiteln um sich werfen, und Leute von mehrern Kopf, als sie selbst haben, lächerlich machen wollen. Weil jene einer andern Meynung sind, wie sie, weil sie ihre Meynung eben so gut ans Tageslicht bringen, wie sie, weil sie sie mit Gründen vertheidigen, so meynen diese, sie brauchen keine Gegenstände, als zu schimpfen und zu schmähen. Nein! das ist nicht der Weg, den Volkslehrer abzugeben, das ist nicht der Weg, den Bürger zum guten Bürger des Staats zu bilden.

Doch hiervon ist ja nicht die Rede, sondern nur bloß von der Wahl der Könige in einem solchen Fall, wo die äußerste Prüfung nothwendig ist, wo er durch eine üble Wahl weit mehr Schaden kan, als er nutzen wolte, wo er dem Unterthan Liebe zum Hecheln und Stacheln einimpfen kan, die immer Vorliebe für Unruhen nach sich zieht. (h)

Dawider würden wir gar nichts haben, wenn der Landesherr diejenigen seiner Unterthanen, welche wider ihn und Einrichtungen, die er machte, schrie-

schrieben, und diese in ein lächerliches Licht stellten, wieder so lächerlich machen ließe, daß sogar ihre Anhänger sie auslachten. Diese Menschen wirken nicht auf den gemeinen Mann geradezu, sondern sie wirken per tertium, nemlich durch die, welche sie lesen, und die hernach wieder davon plaudern. Hier hilft denn die Arzney auch wieder per tertium, weil dieses gewöhnlich Plauderer sind, die nur immer etwas neues haben müssen, um von etwas neuem reden zu können. Sobald sie also jene Idee nicht mehr zu prosequiren haben, so folgen sie gern einer neuen, und es kan gar keine glücklichere Stimmung für einen König geben, um einen unruhigen Kopf schablos zu machen. Freylich muß der, dem dies Geschäfte aufgetragen wird, auch wieder mehr Mutterwitz haben, als der, dem er gewachsen seyn soll, oder wenigstens muß er ihm gleich seyn, denn in dem Falle ist er ihm immer überlegen, weil er die gerechte Sache auf seiner Seite hat.

Wir haben hier eine Rubrik für den Fall der Anwendung unrechter Mittel zu guten Zwecken gewählt, die wirklich eine der wichtigsten ist, und

nach deren Norm man sich andre Fälle bilden kan, Die Wahl der rechten Personen, irgend eine Sache auszuführen, ist fast immer das Mittel, wodurch ein König seine Zwecke erreichen kan. Allein es giebt auch Fälle, wo die Mittel in ihm selbst liegen, und er sie aus sich selbst nehmen muß. So muß zum Beyspiel nie ein König sich den Eigensinn leiten lassen, er muß mit seiner Person immer nachsehen, wo das Beste des Landes ins Spiel kömt, oder er wählt das schlechteste Mittel, wenn er auch glaubt, nachdem er sich glücklich gemacht, sein Land immer noch bedenken zu können, wählt das schlechteste Mittel, wenn er aus seinem Glücke erst das Glük seiner Völker derivirt.

Das Winkelmaaß ist ein Zeichen der Sunst, welche mit Licht und Finsternis so viel zu thun hat, und ist ein Zeichen, daß sie immer die richtigsten Wege gehen, darunter versteht sich, auch die richtigsten Mittel zu einer Sache Zweck wählen soll.

Wählen soll — heißt es nicht ohne Grund, denn daß sie sie wählen, ist wohl nicht so ganz ausgemacht. (i)

Erläuternde Anmerkungen

v o m

H e r a u s g e b e r .

Suum cuique.

Erklärung der Bezeichnungen

Die Bezeichnungen sind in der folgenden Tabelle aufgeführt. Die Erklärung der Bezeichnungen ist in der folgenden Tabelle aufgeführt. Die Erklärung der Bezeichnungen ist in der folgenden Tabelle aufgeführt.



Erläuternde Anmerkungen.

(a)

Der Herausgeber will hier die Gelegenheit nicht veräumen, ein Wort von dem aufferlichen zu reden, welches so wirksam auf die Menschen ist. Es ist nicht gut, daß so manches Zeremoniel in der Welt und besonders an den Höfen der Großen abgeschafft worden, denn dieses Zeremoniel erhebt die Herzen, und giebt aufferdem dem Unterthan, nicht allein dem der in der Nähe, sondern auch dem der entfernt ist, einige frohe Augenblicke. Es sind Anstalten von Volksfesten, die sich zu allgemeiner Frohheit qualificiren, und allgemeine Frohheit ist der beste Charakter eines Volks. Die feyerlichen Krönungen

nungen der Könige waren besonders ehedem Volksfeste dieser Art, und sie trugen, selbst in der größten Entfernung dazu bey, die Ehrfurcht der Unterthanen gegen die Könige zu gründen, und zu befestigen. Da man auch in der größten Entfernung diese Tage, als festliche Tage betrachtete, und dem Volke von seinen niedern Vorgesetzten Erholungen und Freuden gegönt, auch anbefohlen wurden, so blieb der Eindruck des Vergnügens, welches man an einem solchen Tage genoß, immer im Gedächtnisse, und bey dem Gedanken an den König bildete sich der Gedanke des Frohwesensseyns, welcher immer wieder froh macht, und was kan, was muß einem Könige angenehmer seyn, als wenn beym Gedanken an ihn sein Unterthan sich freuet. Selbst die Abstellung solcher Feste und so manches kleinen Ceremoniels, wenn sie schon auf Oekonomie, wenn sie schon auf Abschaffung mancher Unordnungen sich gründen, sollten nur mit der größten Behutsamkeit vorgenommen, sollten nur, wo möglich verändert und verbessert, nicht abgeschafft werden, denn um ein fröhliches Andenken an den Regenten

den abzuschaffen, soll der Regent sich sehr besinnen, und lieber weniger ökonomisch denken, denn auch mit der Liebe seines Volks muß man Oekonomie treiben, und die Oekonomie mit dem Gelde ist nicht gerade der wesentlichste Punkt einer Regierung.

Ueberhaupt ist es nicht der Wohlstand allein, der das Glück der Menschen ausmacht. Es ist eine vortrefliche Sache um den Wohlstand, und der Regent, der in seinen Landen ihn zu befördern sucht, handelt allerdings wohlthätig an denselben, allein man muß, nur um des Wohlstandes willen, nicht Heiterkeit und Frohheit verdrängen. Es können zwey Uebel entstehen, wenn ein König oder ein anderer Regent in zu übertriebenen Maße und zu sehr im allgemeinen auf den Wohlstand seiner Unterthanen siehet und dringt. Einmahl läßt sich einer ganzen Nation sehr leicht ein Karakter von Geiz einprägen, denn wenn sie darauf denkt, den Wohlstand sich durch Anhäufung todten Metalls zu verschaffen, weil Wohlstand bey ihnen für das höchste Gut gehalten wird, so verlieren sich die Tugenden

genden der Theilnehmung, des Mitleidens, der Gastfretheit, der Unterstützung seines Nebenmenschen. Auf der andern Seite sinnet man mehr auf Vermehrung dessen, was man hat, als auf Erwerb! Der Handel unterdrückt dann den Fleiß. Die Spekulationen schlagen die Nahrungszweige zu Boden, und was das aller schlimmste ist, die Laune verliert sich, die besonders des gemeinen Mannes ganze Glückseligkeit ausmacht.

Es war einmahl ein weiser König, der sehr gut einsah, daß der Wohlstand einem Lande zuträglich sey, aber auch sehr wohl einsah, daß er sich nur auf gewisse Stände erstrecken müsse, der dabey den Wohlstand der Oeringern in so fern von sich abhängen ließ, daß er genau darauf achtete, wenn die Abgaben, die er ihnen auflegte, zu hart für sie würden, er durch Geschenke ihnen wieder aufhals. Er erreichte dadurch sehr viele gute Zwecke. Einmahl wurde der Fleiß seiner Untertanen weder durch Noth noch durch Ueberfluß gehemmt, die Mittelstraße hielt sie in immerwährender Thätigkeit, sie

ſie ſetzten einen Stolz darein, durch ihren Fleiß ſich zu erhalten, wußten aber auch, daß wenn dieſer Fleiß nicht hinreichte, und Unglücksfälle ihn vernichteten, daß dann der König ihr Vater ſey.

Eine weit größere Erndte für ihn ſelbſt aber und für die Vortheile des Landes war die Hettera Felt, die allemahl in dieſen Menſchen über ihren König und ſeine biedern Gefinnungen entſtand. Er fühlte es ſehr lebhaft, daß Frohheit Volkskarakter ſeyn muß, wenn ein Volk glücklich ſeyn ſoll, und ſobald er ſich die große Kunſt gebildet hatte, daß dieſer Volkskarakter weder durch das zuviel noch durch das zuwenig bey ſeinen Untertanen gemindert wurde, ſo war er glücklich, und ſie mit ihm. Seine Erfindung iſt wahrhaftig die erſte größte des Jahrhunderts, in dem er lebte, und es iſt zu verwundern, daß man nicht allgemeiner daraufgedacht hat, die Maximen, die ihm ſo vortreflich glückten, in Ausübung zu bringen. Allein es iſt der allgemeine Fehler der Menſchen, daß Koätanen das nicht für gut zu halten pflegen, was in ihrem Zeitalter

geschlecht, und gemeinlich ist es den Menschenge-
schlechtern der Folge erst Licht, was den jetzleben-
den Licht hätte seyn sollen.

Aber der Anmerker ist von seinem eigentlichen
Zwecke abgekommen, der da war, den Volksfesten
das Wort zu reden, und große Herren aufzumun-
tern, nicht bloß darauf zu sehen, daß die Zirkel ih-
rer Privatvergnügungen glänzend werden, an deren
Glanze jeder gewöhnlich doch mit einigem Zwange
Antheil nimmt, sondern dahin zu trachten, daß die
Fröblichkeit sich auf den geringsten seiner Untertan-
en verbreite, und er mit kleinen Aufopferungen
große Dinge zuwegebringe. Man sollte es kaum
glauben, was bey geringern Verhältnissen, zum
Beispiel denen eines Edelmanns gegen seine
Bauern, es für eine Wirkung thut, wenn ihnen
manchmahl ein fröhlicher Tag gemacht wird. Man
abstrahire sich, was das aufs größere Verhältnis
hervorzubringen im Stande wäre.

(b) Ein Irrthum, der leider nur zu häufig be-
reits schädlich geworden ist, den alle die unruhigen
Köpfe,

Köpfe, die bey Revolutionen und Verschwörungen die ersten waren, sich zu nuze machten, und der Beherrscher Unterthanen verblendeten, zu glauben, die Würde sey das, was die Person ist, die Würde habe an dem Mißbrauch schuld, den die Person mit ihr gemacht. In diesem Irthum liegt so vieles Bluts vergiesen, und auch in unsern Zeiten lebten noch Tausende, wenn sie hier gehörig überlegt hätten. Ich will hier nicht sagen, und kein Regent der Welt wird mich darüber tadeln, daß es im Fortlaufe des Herschens auf dieser Erde nicht Revolutionen gegeben hätte, deren Ausbruch so schlechterdings unvermeidlich war, daß die Natur sich hätte in Unnatur verwandeln müssen, wenn sie sie unterdrücken wolten, und zeugen für mich noch, daß Regenten der ersten Größe diese selbst prophezeyten, und unvermeidlich darstellten. Allein so viel ist auch ausgemacht gewis, daß um Mißbräuchen Einhalt zu thun, es nicht gerade nöthig war, ganze Konstitutionen über den Haufen zu werfen, es nicht gerade nöthig war, zu hängen, zu spießsen, zu brennen, zu plündern. Barbarey und Grausamkeit sind nur abusive

das Charakteristische der Revolutionen, und der Unfang, den man sich von diesem Worte gemacht, ist so abscheulich, daß es wirklich nach der jezigen gefaßten Idee, verdiente, nicht bloß aus unsern Wörterbüchern, sondern auch aus dem Herzen eines jeden Menschen vertilgt zu werden, der nur einen Funken Nächstenliebe bey sich trägt, und dem Naturgesetze nicht offenbar widersprechen will, daß wir das an andern nicht begehren sollten, was an uns begangen, uns selbst unangenehm seyn würde.

Der heutige Revolutionsgeist ist wenigstens ein Makodämon der bösesten Art, und es muß eines jeden rechtschaffenen Mannes Pflicht seyn, diesen Teufel auszutreiben, wo er ihn findet. Der heutige Freiheitsgeist ist eine Art von Betrunktheit, in der man nicht weiß, was man vornimmt, und wer die Menschen hier nüchtern machen kan, der soll es ja nicht versäumen!

Aber wenn nur von beyden Selten auch die rechten Wege gewählt würden, diesem Unsinne Einhalt zu thun! Wenn nur Systeme festgesetzt würden,
nach

nach denen man Grundsätze sich bilden könnte, die besser als die bisherigen untauglichen wären! Wenn Große mehr sagten und sagen ließen, wo es fehlt, da sie es doch besser einsehen müssen! Der Kleine und Geringe ist der Blinde. Er läßt sich das Gängelband umlegen, wenn er nicht weiter fortkan, und läßt sich leiten. Leitet man ihn in einen Sumpf, was kan er dafür? Warum haben diejenigen, denen daran gelegen war, wie er geleitet würde, nicht dafür gesorgt, daß er besser geleitet wurde? Tragen sie, und müssen sie nicht von Rechtswegen einen Theil der Last tragen, die sie sich von ihren Schultern hätten wälzen können?

(c) Die Bemerkung macht dem Verfasser des Buchs Ehre, und der Herausgeber kan nicht unterlassen, hier noch etwas weniges hinzuzufügen. Es hat gewis der ungeduldigen Könige gegeben, und giebt ihrer noch, denen der Vortrag in den Stunden, die sie dazu bestimt haben, viel zu lange dauret, die ungeduldig werden, und merklich zu verstehen geben, daß sie es sind, deren Rätbe und

Minister dann ängstlich über die Ungebuld ihrer Herren entweder sich im Vortrage übereilen, oder um nur mit freundlichem Gesichte entlassen zu werden, die nothwendigsten Dinge auf die Seite legen, und bis morgen versparen; wenn denn aber diese Nothwendigkeiten zu Thürmen heranwachsen, und sie sich nicht mehr hindurcharbeiten können, so entsteht Vernachlässigung im Ganzen daraus, und das Land leidet dadurch, daß die Rätthe und Minister nicht einen bösen Blick ihres Königs ertragen wollen, der doch gewiß nur kurze Zeit gedauert haben würde, wenn anders der Regent nur halbweg menschlich gedacht hätte, wo er eingesehen haben müste, seine Rätthe hätten Recht.

§. 12. Von dem Rathen des Königs.

Allein wenn auch ein König gerade so viel Geduld hätte, die einmahl zu diesen Beschäftigungen bestimmte Zeit abzuwarten, und diese bestimmte Zeit reichte gerade hin, daß keiner der Vortragenden mit irgend einem Vortrage zurückzubleiben nöthig hätte, so ist doch deswegen noch nicht gut, wenn er so gleich von dieser Beschäftigung seinen Vergnügungen

gen

gen nachläuft, sondern da soll er erst sich noch einige Zeit nehmen, um zu überdenken, wie er nun die zur Regierung bestimmte Zeit angewandt, und ob er mit sich zufrieden zu seyn Ursach habe. Da ist es, wo er forschen soll, ob auch alles, was geschah, recht und nützlich geschah.

Es giebt unter den Dingen, die einem Könige vorgetragen werden, und worüber er sich entschließen, die er unterschreiben, und ausfertigen muß, eine Menge Sachen, die sich mit einem Blick übersehen lassen, deren Gang immer in dem nehmlichen alten Train fort gehet, und wo der Buchstabe genug ist, um alle wäit're Bedenklichkeit aus dem Herzen des Königs zu verdrängen. Allein es giebt Fälle, die ausserordentlich sind. Es giebt zum Beispiel Vorträge zu Besetzung wichtiger Stellen, wobey Kollisionen zwischen den Kompetenten vorkommen, und wo Lob oder Tadel des Vortragenden den Regenten zur Entschliebung bringen muß. Hier soll der König seinem Minister scharf ins Auge sehen, und zu erblicken suchen, ob etwa wärmeres Feuer

D 4

für.

für den einen oder für den andern sich in Lob oder Tadel mischt. Er bemerke nun entweder kalte Unpartheylichkeit, oder er bemerke wirklich etwas von Eifer, so soll er gleich stark untersuchen. Wenn auch sein Entschluß gefaßt werden muß, und gefaßt wird, da soll der König es nicht dabey beruhen lassen, da soll er schlechterdings zu sorgen bedacht seyn, ob dieser Eifer, oder ob die Unpartheylichkeit mit dem übereinstimmen, was sie seyn soll. Bey-
 he Fälle belehren ihn. Hat der Eifer des Vortragenden für den Kandidaten gesprochen, und dieser verdient ihn, so kan der König überzeugt seyn, sein Minister eifert für Verdienste, nicht für Ansehen der Person, nicht für Verwandtschaft noch für Konnexionen. Ist er gleichgültig geblieben, und hat dennoch falsch gewählt, so taugt er zum Wählen nichts, und der König kan daraus abnehmen, daß er inskünftige selbst wählen müsse.

Und wie viel hundert Fälle der Art giebt, wo ein König mit einem Rückblick auf die der Regierung gewidmeten Stunden so viel Gutes ausrichten kan?

(4)

(d) Des Verfassers Sinn scheint hier etwas un-
 deutlich, wenn ihn nicht etwa die Folge aufklärt.
 Der Herausgeber wagt es nicht zu behaupten, ob
 hier etwa eine Anwendung auf die heilige Zahl drey
 und das in jener Gesellschaft gebräuchliche Zeichen
 des Triangels statt findet. Ob es etwa mit den
 Beschäftigungen jener Herren eben auch eine solche
 Bewandnis, haben mag, wie mit den östern Be-
 schäftigungen der Könige, die so zwecklos, und oft
 zweckwidrig sind, ob Nebendinge mehr Einfluß ha-
 ben, als Hauptsachen, oder ob es eine Ermahnung
 an die Könige seyn soll, sich zwar nach den Zei-
 chen, nicht aber nach den Handlungen dieser, die
 doch schon hin und wieder Königsköpfe verwirrt ha-
 ben, zu richten? Ob, oder — ob nicht?

(e) Gar nicht übel berührt der Verfasser die-
 sen Punkt; denn nichts ist fähig einen Regenten
 mehr in üblen Ruf zu bringen, als wenn diejeni-
 gen, welche täglich um ihn sind, von ihm sagen,
 daß er einen störrischen Sinn habe, daß er bey der
 geringsten Kleinigkeit auffahre. Wer würde wohl

den Fürsten für mild halten, der seinen Friseur, wenn er ihn nicht recht koeffirt hat, mit Füßen tritt? Aller-Ersatz, den er nach einer solchen Uebereilung geben kan, wiegt dennoch das unangenehme des Geredes nicht auf, was aus der Plauderhaftigkeit eines solchen Menschen entstehen kan.

Und wenn der Fürst wirklich bey einer jeden andern Gelegenheit, wo es etwas wichtiger betrifft, das pünktlichste Nachdenken beobachtet, und nicht die entfernteste Uebereilung sich zu Schulden kommen läßt, so wird das einem einleuchtend scheinen, der jenes erfahren hat.

Vom Ruse der Fürsten hängt so viel ab, daß es jedem besonders anliegend seyn sollte, diesen fest zu gründen.

(f) Der Scepter ist sicher ein Zeichen königlicher Gewalt, aber auch königlicher Milde. Er ist auch das Zeichen der königlichen Würde, welches immer noch im meisten und sich gleichbleibenden Ansehen erhalten worden. Man hat Kronen mancherley Art, und es führen sie in ihrem Wappen so viel

viel Tausende, die nicht Könige sind, und nie Anwartschaft haben, Könige zu werden. Allein dem Scepter kan niemand führen, getrauet sich niemand sich anzumassen. Gewalt und Milde eines Königs sind ja zwo Eigenschaften, die, wenn sie harmonisch mit einander verbunden sind, sein Land zu einem Paradiese, und seine Untertanen zu Engeln dem Glücke nach umschaffen.

(g) O wie oft fehlt es an dem Winkelmaase des Verstandes! Wenn die Menschen alle dieses jederzeit zu Hülfe nähmen, da würd' es um manchen besser aussehen. Es strappirt anfangs, daß gerade dieses Zeichen bey der Krankheit genommen worden, wo die Mittel den Zwecken nicht angemessen sind, allein wenn mans recht bedenkt, so ist die Norm der richtigen Ausmessung sehr gut gewählt. Es ist ja nur bildlich, und wenn Mittel und Zweck in ein Winkelmaas passen, so ist gewiß, daß beyde sich so zusammen verhalten, daß sie keinen Widerspruch ausmachen.

(h)

(h) Ueber Publizität ließen sich noch einige Seiten schreiben, wenn man allen Eiteln in der Welt das Wort recht begreiflich machen sollte. Da schreiben es manche in Schriften hin, und wissen selbst nicht, was es ist. Sie machen dadurch, daß sie es ganz falsch applizieren, dumme Begriffe davon regeln, die gar nicht darin liegen. Es gehört wahrhaftig nicht zur Publizität, Paquille zu schreiben, und eben so wenig gehört es zur Publizität, Schaden durch Bekanntmachung der Sachen zu stiften, deren Verheimlichung Nutzen bringt. Wer dergleichen im Sinn hat, muß sich nicht unter die Beförderer der Aufklärung zählen. Er gehört unter die der verderbten menschlichen Natur. Aber man muß auch Leuten dergleichen nicht schuld geben, die die Zwecke gar nicht haben. Das gehört zur Unterdrückung der Publizität. Zur Barbarey gehört es.

(i) Also auch sie da, die Herren von der Kunst, deren wir schon so oft Erwähnung thun müssen. Aber ist freylich klingt das Lob auch nicht gar zu fein, welches sie hier erhalten.

(3)

Aber

Aber verdienen sie das etwa nicht? Sind denn wohl die Mittel, deren sie sich bedienen, den Zwecken angemessen, die sie eigentlich nach ihren ersten ernstest Grundsätzen haben? Ist die gewaltige Ausbreitung, mit welcher sie zu Werke gehen, wohl ein Mittel zur allgemeinen Zurechtweisung und Besserung der Menschen? Sind die vielen untersuchten Subjekte wohl die Wege, durch welche ihr Ruf festgesetzt und bestätigt wird?

O wir können nicht umhin, unsern Lesern hier einen Fall, der nur gar zu sonderbaren Denkungsart mancher ihrer Mitglieder mitzutheilen.

Vor einiger Zeit erschien ein Buch, Inhalts so, daß es zum Theil gut hieß, zum Theil tadelte, was der Verfasser denn so von ihnen gutes und schlechtes gewußt hatte. Der Verleger stand sich gut dabey, das Buch vergriff sich, und gern hätte er einen zweyten Band davon gehabt, aber der Verfasser war todt. Er wandte sich an manche seiner Bekanten. Einige hatten Lust es zu übernehmen, als

lein sein Geiz lies bey keinem den Vorsatz reif werden.

Einer hatte indessen, weil er sich der Sachen nicht kundig genug hielt, an einen Bekanten, der in der Sache erfahrner war, geschrieben, und um einen Plan zu einem zweyten Bande gebeten, den wir hier denn auch wörtlich preis geben, da er in vieler Rücksicht merkwürdig ist.

Plan zum zweyten Band.

St — g muß aus Melancholie oder sonst einer beliebigen Ursache seinen Dienst im Preussischen verlassen, und zur Zerstreuung herum reisen. Es ist gerade der Zeitpunkt des W — r Convents, und er geht dahin. Auf seiner Durchreise durch Leipzig erkundigt er sich wegen Schröpfers Operationen, und erhält aus glaubwürdiger Zeugen Mund die Versicherung,

Herung, es sey alles Wind gewesen. Hier können
 Geschichten angeführt werden: Z. B. Schöpfer ließ
 alle die, denen er eine Erscheinung machen wolte,
 12 auch 24 Stunden vorher streng fasten, hieraus
 die Folge gezogen, daß man durch anhaltendes Fas-
 ten es so weit bringen kan, daß man endlich sieht,
 was man will, die daraus entstehende starke Erhi-
 zung des Bluts verwirrt die Einbildungskraft, die
 ohnehin schon durch Erwartung und Schrecken ge-
 spant ist, der Gedanke der Erscheinung ist in der
 Seele der herrschende, und nun darf nur das ge-
 ringste sich sehen oder hören lassen, so glaubt man
 das zu sehen, was man wünscht. Am Abend der
 Ekstase, die nie vor Mitternacht geschah, unter-
 hielt er seine magischen Gäste mit erbaulichen Re-
 den, fiel von Zeit zu Zeit mit ihnen auf die Knie
 und betete inbrünstig, daneben wurde Wunsch ge-
 trinken, mit unter that er gewisse Schläge, die an
 der Zahl zuweilen mehr, zuweilen weniger waren, es
 verbreitete sich zuweilen in dem Zimmer, worinne
 sie saßen, ein Wohlgeruch, lauter Dinge, die den
 Geist aufs äußerste spannen, und die Sinnen be-
 nebeln.

nebelt. Zwölf Uhr that er einen Schlag, und so-
 gleich öfnete sich die Thüre, und es zeigte sich eine
 Erscheinung. Der Punschdampf und das angezündete
 Rauchwerk, und die durch Fassen verwirrten
 Sinnen der Schüler nebst dem Schrecken, so in sol-
 cher Gelegenheit jedem Menschen natürlich ist, zeig-
 ten nun jedem das, was er sehn wolte, zuweilen
 antwortete die Erscheinung auf vorgelegte Fragen,
 und dies gieng natürlich zu, dreiviertel auf 12 Uhr
 gieng Schröpfers Marqueur, der bisher bei allem
 gegenwärtig gewesen, fort, und ließ die Herren als-
 teine, er war abgerichtet, und stak mit seinem Herrit
 unter einer Decke, wenn also 12 Uhr der Schlag ge-
 schah, so erschien er wieder als Geist, vielleicht ver-
 hüllt und unkentlich, und der Dampf in der Stube
 nebst den verwirrten Sinnen der Schüler half ihn
 vollends entkörpern. Er konte also auf alles ant-
 worten, und dies that er mit hohler verstellter Stim-
 me und kurzen Worten; vielleicht ist noch anderes
 Blendwerk angebracht worden, so daß er zuweilen
 schwebend oder in der freyen Luft stehend erschien.
 Ein Beweis, daß die Sache Betrug war, ist fol-
 gend


gende Geschichte. Schröpfer mußte einst nach Frankfurt reisen, und versprach einem seiner Schüler, auch in seiner Abwesenheit eine Erscheinung sehen zu lassen, wenn er die nöthigen Operationen in seinem nämlich Schröpfers Zimmer machen wolte. Dieser Mann nahm noch einige dazu, und verfuhr ganz nach seinen Vorschriften, weil ihm aber dennoch Zweifel übrig bleiben mochten, so stund er, nachdem der Marqueur weggegangen war, auf, gieng an die Thüre, wo der Geist herein zu kommen pflegte, und schob, den andern unbemerkt, den Riegel des Schloßes vor. 12 Uhr that er die Schläge, man hörte vor der Thüre einen Lärm, aber niemand erschien, der Geist konte also wegen seiner Körperlichkeit nicht durch die Thüre dringen. — Der Schluß ist: es war kein wahrer M — sondern ein Betrüger, der die Liebe zum Wunderbaren bei den Menschen sich zu Nuze macht, um sie zu hintergehen, manche blieben ihm aus Aberglauben getreu, andere aus Furcht vor den magischen Strafen, die er ihnen fürchterlicherweise androhte, wenn sie abtrünnig würden, und noch andere schwiegen, weil

2. Qu. E sie

sie einen schrecklichen Eid abgelegt hatten. Einige glauben, Schröpfer wäre ein Werkzeug einer großen aber im finstern schleichenden Macht gewesen, die Ehrgeiz, Wollust, Aberglauben, Furcht, Schrecken und alle Leidenschaften des Menschen sich zu Nuzen macht, um nach und nach die Gemüther in ihre Gewalt zurück zu bringen, und ihren Zweck zu erreichen. Deutscher darf hiervon nicht geschrieben werden. Schröpfers Tod erfolgte, vermuthlich, weil er Unbesonnenheiten begangen hatte, und man ihm drohte ihn stecken zu lassen; dazu kamen seine großen Schulden und die Furcht bald entlarvt zu werden. Noch ist anzumerken, daß sein Billardzimmer das Citationszimmer war, wenn man nun Hohlspiegel, hohle Wände und verborgene Maschienen, die vielleicht in dem Billard selbst angebracht waren, dazu nimmt, ferner daß an der Seite, wo Schröpfer saß, niemand sitzen durfte, so läßt sich vieles erklären. Der Marqueur kam nach Schröpfers Tod als Kammerdiener zu einem gewissen Fürsten, der sehr viel auf Schröpfern hielt, und so ist die ganze Sache unterdrückt worden.

Bei der Ankunft in B — — d kan eine Schilderung der schönen Gegend, der Divertissements, des Spiels, der Pfiffe der Spielenden, und anderes angebracht werden. Bei der Nachricht von den Konventverhandlungen muß St — — g ganz unpartheyisch erscheinen, und ohne Rücksicht auf seinen G. N. die wahren Fakta einberichten, die jedesmal mit Loben begleitet werden können (jedoch mit Schonung des G. N.). Das Konvent war auf den 16. Julius 1782 festgesetzt, die in- und ausländischen V. B. richteten sich also darnach, und kamen höchstens ein oder ein paar Tage früher. Man bemerkte sehr bald, daß man nicht damit umgieng, alle Systeme aufrichtig zu prüfen, und aus dem Mannigfaltigen ein vollkommenes Ganze zu machen, wie man versprochen hatte, sondern man legte eines der bekantesten Systeme, (L. H.) zum Grund, und wolte nun haben, daß sich alle V. B. zu diesem bekennen solten, die Ursache, warum man grade dieses System zum allgemeinen machen wolte, ist wohl aus dem Eigennuz der Obern zu suchen, denn die Ausführung desselben im eigentli-

Ende E 2 fen

fen Verstande, ist pbyssisch unmöglich. Um dieses System gewisser durchzusetzen, hatte man vermuthlich vielen , mit denen man sich verstand, heimlich gemeldet, sie möchten ihre Deputirten früher als den 16. Julius zum Konvent schicken. Mit diesen pflegte man heimliche Zusammenkünfte, beredete sich und entwarf vorläufige Punkte, welche bei dem allgemeinen Konvent sollten vorgelegt werden, man fragte wegen diesen Punkten niemand als die dazu Erwählten um ihre Genehmhaltung, man bestimmte darin den Lauf des ganzen Konvents und unterzeichnete sie schon den 14. Julius. Also war bereits 2 Tage vor der Eröffnung des Konvents eine Parthey entstanden, ehe noch das geringste untersucht und auseinander gesetzt, noch weniger einstimmig genehmiget war. Man verfuhr despotisch und versagte geradezu allen denen den Zutritt zum Konvent, die sich weigerten, diese vorläufigen Punkte zu unterschreiben. Man entschuldigte sich nachher hierüber auf mancherley Art, z. B. man wäre von allen Systemen unterrichtet gewesen, und es sey unnöthig alle Deputirten zuzulassen, alleine

einer

einer Seite widersprach man dadurch dem Circular, in welchem alle Secten ohne Ausschluß waren benannt worden, und anderer Seite war es unmöglich alle Systeme genau zu kennen, da viele äußerst geheim sind, und manche in Deutschland gar nicht existiren, und bloße Nachricht vom Hörensagen oder aus Briefen konnte man nicht für Thatsache annehmen. Noch mehr, es waren lauter hohe B. V. beisammen, die mit einander über das allgemeine Beste des O — s berathschlagen sollten, keiner konnte also Geheimnisse vor dem andern haben, und dennoch sagt der G. M. gleich in seiner Eröffnungsrede, „er sey überzeugt, daß die Hieroglyphen der „M — v Beziehung auf gewisse Kenntnisse von höherer unveränderlicher und tröstender Art haben, „man sollte aber nicht von ihm erwarten, daß er diese wichtigen Geheimnisse entdecken würde.“ Wo blieb denn der Zweck, um deswillen man zusammen gekommen war, wann jeder sein Geheimniß vor sich behalten wolte? Man begünstigte ferner die Italienischen Brüder zum Nachtheil der Schwedischen. Der G. M. neigte sich zu dem System des Ritters

ab Eremo, (dies ist das System so in den Erreurs und dem Tableau entwickelt ist) und statt alle Systeme zu untersuchen, blieb man blos bei dem Dempshian stehen, mit Uebergang aller übrigen. Dem H. von Bel*** wurde der Zutritt zum Konvent unter sagt, weil man vermuthete, daß er zu den M — n gehörte, allein diese waren so gut eingeladen worden, als alle übrigen. Ueberhaupt herrschte Parthegeist und Inkonsequenz auf allen Seiten, es wurden an einem Tag zwey sich widersprechende Akten abgefaßt, in der ersten sagt man: „es sey dem M. D — n boshafterweise Schuld gegeben worden, er hätte die Erneuerung des T — I „D — n zum Zwecke, in der andern aber gestehet man, „daß der M. D — n die Fortsetzung des „T — I D — s gewesen sey, man habe auch die „aufgenommene T — h. genant, man habe aber „den Irrthum eingesehen, und entsage desfalls diesem Zwecke.“ In der zweiten Akte wurde also gegeben, was in der ersten gelängnet war, und doch wurden beide an einem Tage ausgefertigt. Wie zeimt sich das? Eine der Hauptfragen, die auf dem

es

Kon-

Konvent sollten abgehandelt werden, war die: Ob die M — r wirklich ein allgemeines Oberhaupt habe? Statt dies zu untersuchen, statt in allen Ländern, wo nur M — r sind, nachzuforschen, erwählte man den 13. August den Br. a B — a zum allgemeinen Oberhaupt der M — r, der es zwar durch seine Tugenden längst verdient hatte, allein man hatte alle fernere Untersuchung, ob nicht bereits ein Oberer vorhanden ist, vermieden, und also unrecht gehandelt, daher kam es, daß nicht alle M — r ihn für ihren Obern erkennen konnten und wolten, weil das Verfahren zu partheiisch war, auch gerüth man zu Eide, daß Konvents in keine geringe Verlegenheit, als ein Aufsatz nebst einem Schreiben aus Berlin einlief, worin angekündigt wurde, die B. B. zu Berlin kennen die wahren Oberen des O — s, und diese hätten versprochen, das alte große Ritual, von der Hand der ersten Stifter des Ordens geschrieben, und aufbewahrt durch die B. B. Clerici, nunmehr herauszugeben. Dieser Aufsatz war von den schätzbarsten und ehrenvollsten Männern unterschrieben, allein man war

war einmal zu weit gegangen, und schämte sich zu rück zu gehen, es wurde also beschlossen, daß man allen unbekanten Oberer entsagen, und es bey dem Geschehenen bewenden lassen wolle. Man konte von rechtswegen fordern, daß der eingesandte Aufsatz nebst dem Schreiben zu den Konventsakten gelegt würde; es geschah auch zum Schein, beide Stücke wurden aber nachher zwey Tage, wieder von den Akten weggenommen und unterschlagen. Eine andere Inkonsequenz besund darin, daß man in dem neuen Ritual, so auf dem Konvent verfertigt wurde, verschiedene Embleme des L. O. beibehielt, da man doch eingestanden hat, der M — O. sey keine Fortsetzung des L. O. Das Resultat des Konvents war, daß man auseinander gieng, wie die Bauleute des Babylonischen Thurms, jeder behielt seine Meinung, der G. M. wurde nur von einem kleinen Theil des Ganzen als Oberer anerkannt, und statt alle Systeme in eins zu vereinigen, entstanden durch dieses Konvent mehrere Sorgen als vorher da gewesen waren.

Ein gewisser Herr v. E., so von den Rosenkreuzern proscribirt war, brachte ein neues System auf die Bahn, genant der R — r von Licht. Zu diesen muß sich St — — g einweihen lassen, weil geheime Wissenschaften versprochen werden, es bestehet aus verschiedenen Graden, als Priester, Leviten, Propheten u. s. w. im Grunde aber ist es ein wahres Possenspiel, denn z. B. in dem einen Grad haben die V. V. grüne Kleider, rothe Scherpen, schwarze Hüte und weiße Federn, in dem andern aber rothe Kleider, grüne Scherpen, weiße Hüte und schwarze Federn, und so verändern sich die Decorationen mit jedem Grad. Geisteslehre und Geisterbeziehung, Wahrsagerey und dergleichen, soll der große Zweck desselben seyn. St — — g muß unzufrieden weggehen. Folgende wahre Geschichte kann irgendwo angebracht werden. In einer großen Residenz war eine □ von hohen und vornehmen V. V. versammelt, um eine Erscheinung zu bewirken, die Citation wurde im Keller eines großen Pallasts vorgenommen, der Obere mit priesterlichen Kleidern, Weyhwasser, Weyh-

rauch



täusch und allen andern magischen Ingedienzien, citirte lange ohne Erfolg, endlich hörte man ein Geräusch, und glaubte nun den Geist zu erblicken, man citirte nochmals, daß er erscheinen und sich zeigen möchte, als auf einmal eine dumpfe Stimme antwortete: Ich bin der Hausknecht, und wirklich war er es, denn er hatte zu einer so ungewöhnlichen Stunde (Nachts 12 Uhr) Licht im Keller bemerkt, und war gekommen, um zu sehen, was es wäre, da er nun die Thüre verschlossen fand, und Stimmen hörte, die ihm befahlen zu erscheinen, so hatte er sich zu erkennen gegeben, weil er die Stimme seines eigenen Herrn darunter bemerkte.

Von W — — d geht St — — g nach St — — g, und findet den berühmten Grafen C — — o, der einer der größten M — — und Magier seyn will. Die Wahrheit ist diese, er ist ein verschmitzter Betrüger, der alle Menschen mit einer Dreistigkeit hintergeht, von der man kein Beispiel hat. Er rühmt sich aller möglichen geheimen Wissenschaften, worunter die Kunst Geld zu machen, das wenigste ist. Er

citirt,

kurirt, und macht Apparationen, curirt durch Sympathie, macht sich unsichtbar u. s. w. Kein Mensch kan recht aus ihm klug werden. Einem seiner Freunde in St — — g versprach er, er wolte des Nachts Ihn besuchen, obgleich die Thüren und Fenster verschlossen, und sogar versiegelt wären, das heist: er wolte unsichtbar gleich einem Geist durch die Thüre bringen, er kam aber nicht, und der andere wartete die ganze Nacht vergeblich. Kurirt hat er wirklich einige Menschen, man sagt aber, die Anzahl derer, so er in die andere Welt geschickt, oder deren Uebel er öfters verschlimmert hat, sey weit größer, in dessen widersprechen sich hier die Nachrichten, und manche andere glaubwürdige Personen behaupten, es wären von seinen Patienten sehr wenig gestorben. Geld nahm er selbst nicht, dagegen nahm es seine Mattresse oder Frau desto lieber, und so brauchte er kein Gold zu machen. Er rühmt sich eines sehr hohen Alters, und wir werden es noch erleben, daß er stirbt, und sich selbst wieder auferweckt. (NB. Dies gründet sich auf etwas, so ich nicht sagen kan, du kanst es aber jetzt als einen Spas mit anbringen)

Es kan auch mit angebracht werden, daß der berühmte L — r feinetwegen nach Et — — g reife, und ihm Fragen vorlegte, die er aber listig genug beantwortete, so, daß L — r nicht klug aus ihm werden konte.

Et — — g besucht in Et — — g einige , findet aber in den mehresten keinen andern Zweck, als den, sich zu vergnügen, über geheime Wissenschaften wird gelacht, eine ungeheure Menge Grade sind vorhanden, die alle die Pracht und den Glanz des Ganzen heben helten. Hier können Reflexionen angebracht werden, daß es in der allgemeinen Ungewisheit immer am vernünftigsten ist, sich in den Versammlungen zu vergnügen und des Lebens zu freuen, statt daß andere citiren und laboriren, ohne zu wissen wie und warum. Die Französischen , von denen ich eben rede, haben ausser ihrem Vergnügen, noch den Zweck Gutes zu thun, und dies geschieht auch reichlich.

Von

Don Et — — g geht Et — — g nach P — s
und besucht die □ des neuf Soeurs, die zwar ganz
nach dem französischen vielgradigten System ist, ab-
lein die größten Köpfe Frankreichs zu Mitgliedern
hat. Ihr Zweck ist Vergnügen und Wissenschaften,
aber nicht geheime.

Das System der Martinisten, so sich auf die
Schriften des Erreurs und Tableau gründet, muß
Et — — g auch erforschen, das ganze System
scheint sehr erhaben, und hat viel herzerhebendes,
es sind mir nur die Namen zweyer Grade davon be-
kannt, der eine heißt: Professus minor, der andere:
Professus major, die Haupt □ davon soll zu Lyon
seyn, und obige Schriften dreyerley Autoren haben,
nämlich den Stifter Saint Martin, einen gewis-
sen Villarmot und einen Spanier Don Alvarez.
Es läßt sich wenig hierüber sagen, die Lehre des-
selben scheint ähnliches mit der der Rosenkreuzer
zu haben, allein im Grunde sind sie einander ent-
gegen, und die Martinisten setzen alles in geistige
Kräfte. Der Zweck des Menschen, sagen sie, und
§ 2 der

der Grade ihres Systems sey, den Menschen zu der Quelle des Guten zurückzuführen, von der er sich anfänglich freiwillig getrennet hat, die ganze Lehre ist also Theosophie. Hier ist ein weites Feld zum Raisonnement.

Der Dr. M — — r mit seinem Magnetismus muß St — — g auch kennen, er zwingt vermuthlich alles dadurch, indem er auf die Imagination wirkt, denn Leute, die keinen Glauben an seine Kur haben, kan er auch nicht curiren. Er hat ein System zu Paris gestiftet, so Harmonie genant wird, und wo er seinen thierischen Magnetismus und andere geheime Dinge seinen Jüngern lehrt.

Noch ein anderes ganz neuerlich in Frankreich entstandenes System nennet sich die Bilatethen. Von diesen ist aber in Deutschland wenig oder gar nichts bekant, und mir selbst nichts als der Name, Martinisten hingegen giebt es auch schon in Deutschland.

Man muß Et — g wieder nach Deutschland, wo du hin willst, und wird mit den Rosenkreuzern befaht, ihre geheime Lehrart reizt ihn, das heilige Dunkel verstärkt seine Neugierde, und er meldet sich, erhält aber den Bescheid, daß er ein ganzes Jahr warten müsse; indessen wollte man ihn beobachten und prüfen. Er wird vor einer andern Sekte, die Illuminaten genannt, gewarnt und ihm zu verstehen gegeben, die wahre M — y befinde sich nur in dem System der Rosenkreuzer, alle andere wären falsch und abtrünnig. Nach dem Prüfungsjahr wird er aufgenommen, man verlangt einen unbedingten Gehorsam, der der Freiheit des menschlichen Willens unanständig ist, alle Befehle sind streng und despotisch, dazu kömmt, daß man die Obern nie kennen lernt, denn jedes kennt nur seinen eigenen Director, und dieser nur wieder seinen Obergdirector, dieser den Hauptdirector, u. s. w. der Grade sind neune, die Correspondenz geht durch viele Umwege — Intoleranz ist ziemlich dazu Hause. Indiegen; purg sollen die Stifter seyn, vielleicht sind sie aber bloß das Werkzeug gewisser andern.

Hier faust du den K. K. in seiner Blöbe und den von Phäbron zusammen halten, und deine Zweifel und Bemerkungen anbringen.

Das sind die bekantesten Systeme und die bekantesten Anekdoten, die ich sagen kan. Ich denke, Et — g soll am Ende des ganzen Spiels müde werden, und der M — y gute Nacht sagen, allenfalls faust du ihn ein Mädchen in W — s finden lassen, mit der er sich in Deutschland verheirathet, und in Ansehung der □ schränkt er sich nur bloß allein nach Art der Franzosen auf geselliges Vergnügen ein, ohne Rücksicht auf alle geheime Wissenschaften noch erloschene Ritterorden. — Er kan auch eine Reise nach Zürich zu L — — r thun, weil er von ihm vermuthet, er gehöre zu diesem oder jenem System, findet aber an ihm einen braven, frommen und einfältigen wahrhaft großen Mann, der keiner Parthey, keinem System, keinem Orden, zugethan ist, sondern seine Lehre aus sich selbst schöpft, seine Meinung von Möglichkeit der Wunderwerke gründet er auf die Kraft des Glaubens und des Gebets,

Gebets, und behauptet, wer mit der gehörigen
Reinigkeit des Herzens und Andacht betet, der könn-
te noch heut zu Tage Wunder verrichten, als Tod-
te aufwecken, Berge versetzen, Kranke heilen. Wer
auch diese Lehre als Schwärmerey betrachtet, muß
dennoch den Mann verehren und lieben, der ein
felsensfestes Vertrauen auf die Religion hat, und der
so sehr davon durchdrungen ist, daß er sie zur ein-
zigen Richtschnur seines Lebens macht. ☉

Mit F — — g weiß ich nichts anzufangen,
denn der sitzt auf seinen Gütern, allenfalls müß-
te er zuweilen St — — n seinen M — r Gar-
ten beschreiben, ihm gegen das gemeldete Ein-
würfe und Zweifel machen u. s. w., dadurch wird
der Band voll. Zuweilen ließ ich ihn nach H — — g
zur □ reifen. Die □ daselbst sind mehrentheils
noch der strengen Observanz zugethan.

Willst du einen possierlichen Schluß machen,
so laß St — — g zu F — — g kommen, und
beide zusammen Nachts 12 Uhr eine Citation ma-
chen,

hen; allein sie verfehlen etwas in der Arbeit, und
gerathen in die Gewalt des bösen Geistes, der sie
nun zur Belohnung beide zum Fenster hinaus in al-
le Lüfte holt, nachdem er vorher in der Stube et-
nen weidlichen Gestank hinterlassen.

Ende des zweyten Bandes.

III 456

vd18

ULB Halle

3

006 302 181



m.c

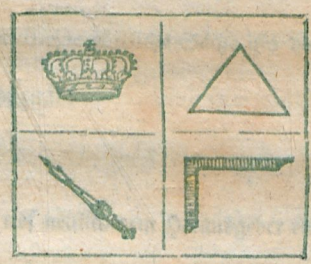


Farbkarte #13

B.I.G.

Die vier mal vier Zeichen
oder
das Buch
über die
Krankheiten der Könige.

Ein Manuscript
in einer Chiffersprache gefunden, in Hochteutsche
überfetzt und mit erläuternden Anmerkungen
versehen.



Zweytes Quart.

Zu finden
in allen Europäischen Städten und in der
Russischen Tartrey.

